

# ÜBER DIE KONSERVATIVE TRADITIONSLINIE POPULÄRER SPRACH- UND STILRATGEBER

von *Andreas Corr*

## Problemstellung

In Deutschland sind Sprach- und Stilratgeber, in denen es nicht nur um den richtigen, sondern auch den guten sprachlichen Ausdruck geht, bisweilen äußerst populär und erfolgreich.<sup>1</sup> Nicht zuletzt seit dem großen Erfolg der Bücher und Kolumnen von Bastian Sick ist eine Diskussion der in solchen Texten vermittelten Sprachauffassung hochaktuell; dies zeigen die zahlreichen kritischen Kommentare, die in den vergangenen Jahren auch seitens der Sprachwissenschaft zu dieser Form der öffentlichen Sprachkritik geäußert worden sind, mehr als deutlich (vgl. exemplarisch Meinunger 2008).

Insbesondere wenn das Thema „Sprachwandel“, wie in der vorliegenden Ausgabe des SPRACHREPORTs, angesprochen wird, lohnt sich eine Auseinandersetzung mit populären Sprach- und Stilratgebern. Dies liegt freilich daran, dass in besagter Sparte der Ratgeberliteratur an vielen Stellen auf Sprachwandelphänomene Bezug genommen und aufmerksam gemacht wird. Auch aus einem sprachwissenschaftlichen Blickwinkel kann dieser Aspekt zunächst einmal als positiv angesehen werden, denn Sprach- und Stilratgeber schaffen oftmals, was den meisten wissenschaftlichen Publikationen verwehrt bleibt: Sie begeistern ein größeres Publikum für das Thema *Sprache* und sensibilisieren gegebenenfalls sogar für bestimmte sprachliche Phänomene. Wenn auch die Forschung bislang keine zufriedenstellenden Aussagen über den konkreten Nutzen oder die Wirkung populärer Sprach- und Stilratgeber zulässt<sup>2</sup>, so kann zumindest doch festgehalten werden, dass man es hier mit einer „Sprach- und Stilauffassung [zu tun hat], die einem sprachlich interessierten Laienpublikum dargeboten wird, das gemäß den Auflagenzahlen der Werke Zehntausende von Lesern umfasst“ (Law 2007, S. 5).

Problematisch wird diese Breitenwirkung jedoch, wenn die in Sprach- und Stilratgebern verbreiteten Urteile über vermeintlich Richtiges und Falsches mit sprachwissenschaftlichen Erkenntnissen in Widerspruch stehen. Dies ist insbesondere dann der Fall, wenn ihre grundlegende Skepsis dem Sprachwandel

gegenüber manche Autoren dazu verleitet, sprachliche Entwicklungen und Veränderungen pauschal als negativ zu bewerten. Sprachwandelphänomene werden in der Folge vorschnell als Fehler, die es grundsätzlich zu vermeiden gelte, stigmatisiert, und der Sprachwandel insgesamt wird als bedrohlicher Verfallsprozess wahrgenommen. Spätestens dann wird ein eindeutiger Bruch zwischen sprachkritisch vorgehenden Sprachratgebern, in denen die negative Kritik überwiegt, und sprachwissenschaftlich vertretbaren Positionen erkennbar. Denn, auf den Punkt gebracht: „Die Sprachwissenschaft hält nicht viel von der Sprachverfalls-These“ (Sanders 2011, S. 77). Verschärft wird das Problem aus linguistischer Sicht noch, wenn solche Texte unreflektiert im Deutschunterricht herangezogen werden, sodass das hier vertretene Sprachverständnis womöglich sogar an Schülerinnen und Schüler weitergegeben wird (vgl. ausführlich Maitz/Elspaß 2007).<sup>3</sup>

Dabei sind allerdings die konservativen Ansichten über Sprachwandel und Sprachrichtigkeit, die auch in gegenwärtigen Sprachratgebern geäußert werden, nicht unbedingt neu oder originell; Sprach- und Stilratgeber gibt es schließlich nicht erst seit Kurzem. Tatsächlich blicken wir aus heutiger Sicht auf eine lange Reihe solcher Autorinnen und Autoren<sup>4</sup> zurück, die zumindest vorgeben, eine genaue Vorstellung davon zu haben, was sprachlich richtig und was falsch, was gut und was schlecht ist.

Um eben jene Tradition der Sprachratgeberliteratur wird es im Folgenden gehen. Es wird dabei der Frage nachgegangen, welche Kennzeichen einer konservativen Traditionslinie populärer Sprach- und Stilratgeber erkennbar sind; diesbezüglich spielt neben der sprachskeptischen Perspektive die ausdrücklich sprachpflegerische Intention mancher Autoren eine wichtige Rolle. Zunächst wird jedoch darauf eingegangen, was überhaupt gemeint ist, wenn von populären Sprach- und Stilratgebern die Rede ist, da wir es in diesem Zusammenhang nur mit einer, wenn auch sicherlich der bekanntesten, Erscheinungsform der großen Textsortengruppe Sprachratgeber zu tun haben.

## Was sind populäre Sprach- und Stilratgeber?

Ein grundlegendes Problem, das überwunden werden will, wenn man sich mit Sprachratgebern (im weitesten Sinne) beschäftigt, ist die außerordentliche Fülle an Material, die als Untersuchungsgegenstand in Frage kommt. Denn:

Für den erwachsenen Muttersprachler gibt es fast eine unüberschaubare Palette von Sprachratgebern, laienlinguistischer Literatur und Nachschlagewerken, die ihm für die Lösung auftretender kommunikativer Probleme oder für die Aneignung neuen sprachlichen Wissens und wenig erprobter kommunikativer Fähigkeiten zur Verfügung stehen. Wenn man also wissen will, wie man ein bestimmtes Wort orthografisch korrekt schreibt, welche Angaben in einen Lebenslauf gehören, den man einer Bewerbung beizulegen gedenkt, wie man mit einem Referat Zuhörer fesselt, wie man durch Gespräche partnerschaftliche Konflikte lösen kann usw., hat man die Möglichkeit, Hilfe zu suchen und zu finden. (Tietz 1997, S. 44)

Ein Sprachratgeber kann, mit anderen Worten, vielerlei Formen annehmen; er kann etwa an eine konkrete Leserschaft (bspw. Studierende, Journalisten etc.) adressiert sein oder spezifische Textsorten (bspw. Referate, Bewerbungen etc.) thematisieren. Die daraus resultierende bunte Vielfalt der Ratgeberliteratur in Sachen *Sprache* ist enorm.

Eine allgemeine Definition dieser vielschichtigen Textsortengruppe liefert Albrecht Greule. Er erläutert: „Ein Sprachratgeber ist ein Text (meist ein Buch), in dem Ratschläge zum Gebrauch der Muttersprache gegeben werden oder in dem zum Gebrauch der Muttersprache angeleitet wird“ (Greule 2002, S. 589). In der Forschungsliteratur ist vor diesem Hintergrund auch treffend von „sprachberatenden Schriften“ (Meyer 1993, S. 238) die Rede, als deren charakteristisches Merkmal die „laienlinguistische Anweisung“ (hier im Sinn von: eine an den interessierten Laien gerichtete Anweisung) genannt wird (vgl. Greule 2002, S. 590). Greule stellt fest, dass es derartige Texte für den deutschen Sprachraum seit wenigstens fünfhundert Jahren gibt (vgl. Greule 2000, S. 321ff.).<sup>5</sup>

Auf dieser Grundlage aufbauende sprachwissenschaftliche Ansätze bemühen sich, die zahlreichen historischen Erscheinungsformen sprachberatender Texte zu differenzieren und mit Hilfe möglichst handfester Kriterien zu klassifizieren.<sup>6</sup> Einen sehr guten Einblick in den derzeitigen Forschungsstand liefert etwa Katja Kessel. Sie unterscheidet in ihrer Arbeit zahlreiche

Subsorten der Sprachratgeberliteratur (u.a. Grammatiklehren, Orthografie- und Interpunktionslehren, Gesprächslehren, Redelehren, Leselehren, Schreiblehren etc.), macht dabei aber auch deutlich, dass die in der Forschung bislang verwendete Terminologie angesichts der Vielzahl der einzuordnenden Schriften alles andere als einheitlich ist (vgl. Kessel 2009, S. 29-36).

Konzentriert man sich nun auf die „Marktleader“ (Sanders 2011, S. 39) in Deutschland, so geraten unausweichlich solche Texte in den Blick, die in Anlehnung an Kessel womöglich als „Sprachratgeber im engeren Sinne“ (Kessel 2009, S. 30) bezeichnet werden können.<sup>7</sup> Gemeint sind hier jene, etwa bei Willy Sanders diskutierten, „[...] grammatisch-stilistischen Allround-Werke [...]“ (Sanders 2011, S. 41), die sich in ihrer thematischen Breite mit vielen verschiedenen Aspekten von Sprache befassen. So wird beispielsweise die in diesem Zusammenhang beinahe klassisch zu nennende Fremdwortfrage ebenso angesprochen wie grammatische Zweifelsfälle oder mutmaßliche Patentrezepte zur Erlangung eines besseren Stils. Eine Fokussierung auf bestimmte Themen, die eindeutig einer der Ebenen der Sprachbeschreibung zuzuweisen wären, ist kaum zu erkennen; dabei werden aus sprachwissenschaftlicher Sicht wohl zu unterscheidende Angelegenheiten, etwa Probleme der Grammatik auf der einen und Stilfragen auf der anderen Seite, nicht selten miteinander vermengt. Allein aus diesem Grund scheint an dieser Stelle „[e]ine trennscharfe Abgrenzung von Sprachratgebern und Stillehren [...] kaum möglich“ (Kilian/Niehr/Schiewe 2010, S. 56). Solche Texte, die daher im Folgenden schlicht „populäre Sprach- und Stilratgeber“<sup>8</sup> genannt werden, haben seit dem späten 19. Jahrhundert Hochkonjunktur.

Einer kritischen Auseinandersetzung mit populären Sprach- und Stilratgebern wird in der germanistischen Sprachwissenschaft seit einigen Jahren speziell unter den Stichwörtern „Laienlinguistik“ (vgl. hierzu Antos 1996 und Davies/Langer 2006) und „laienlinguistische Sprachkritik“ (vgl. Kilian/Niehr/Schiewe 2010) wieder mehr Bedeutung beigemessen.<sup>9</sup> Die folgenden Fragen stehen dabei im Vordergrund:

Welche Sprach- und Stilauffassung wird hier vermittelt? Inwieweit gibt es (argumentative) Traditionslinien, die neuere und historische Autoren miteinander verbinden? Welche Maßstäbe legen die Autoren ihren Urteilen über Sprache und Stil zugrunde? Und nicht zuletzt: Inwieweit sind die konkreten Ratschläge der Autoren und das Bild, das sie von den Funktionen der Sprache skizzieren, mit den Erkenntnissen der Sprachwissenschaft vereinbar?

Populäre Sprach- und Stilratgeber werden insofern geradezu „[...] als Prototypen der laienlinguistischen Literatur [...]“ (Antos 1995, S. 375) gehandelt, als ihre Verfasser auf die Frage nach richtigem und gutem Deutsch in der Regel eindeutige Antworten zu geben versuchen – und zwar „[...] meist ohne theoretisch-methodische Grundlage und ohne eine empirisch gesicherte Untersuchung des Sprachgebrauchs [...]“ (Kilian/Niehr/Schiewe 2010, S. 56).

In einer ersten Annäherung können diese Texte charakterisiert werden über die hier zum Vorschein kommende „[...] Intention, Sprachverstöße zu brandmarken und zugleich über den richtigen Sprachgebrauch zu belehren“ (Greule 2002, S. 590). Diese typische Vorgehensweise, zunächst auf vermeintliche Fehler oder Sprachschludereien hinzuweisen, um erst im Anschluss darzulegen, wie es im Sinne des jeweiligen Autors eigentlich richtig heißen sollte, nennt Greule pointiert das „antibarbarische Prinzip“ (vgl. ebd.).

Eine konkrete Anwendung dieser sprachkritischen Strategie findet man beispielsweise mit Blick auf den „[...] Kanon der praktischen Stilistik im 20. Jahrhundert [...]“ (Püschel 1991, S. 56) wieder – gemeint sind die bekannten Stillehren von Eduard Engel, Ludwig Reiners und Wolf Schneider. Aber auch in primär auf einen unterhaltsamen Stil ausgerichteten Sprachratgebern im Stile Bastian Sicks und anderer Autoren ist die Grundidee unverkennbar, Ratschläge und Anleitungen allererst auf einer Negativfolie von Beispielen für vermeintlich schlechtes und falsches Deutsch zu formulieren.

Allerdings ist das antibarbarische Prinzip nicht das einzige Kennzeichen dafür, dass wir es bei populären Sprach- und Stilratgebern häufig mit Texten zu tun haben, die eine bestimmte Traditionslinie fortführen.<sup>10</sup>

## Einige Kennzeichen der Traditionslinie populärer Sprach- und Stilratgeber

In der Fachliteratur wurde an verschiedenen Stellen bereits ausführlich dargelegt, dass sich hinsichtlich der in populären Sprach- und Stilratgebern eingenommenen Perspektive auf den Gegenstand *Sprache* deutliche Kontinuitäten erkennen lassen. Law diskutiert im Rahmen ihrer Arbeit beispielsweise, inwiefern der Sprachkonservatismus als ein Bindeglied unterschiedlicher Sprach- und Stilratgeber angesehen werden muss (vgl. Law 2007, S. 14ff.). Sanders betont in erster Linie das

normative Sprach- und Stilverständnis und die präskriptive Herangehensweise populär-sprachkritischer Autoren als wesentliches Merkmal ihrer Texte (vgl. Sanders 2011, S. 90). Kilian, Niehr und Schiewe sehen indessen in der sprachpflegerischen Intention und den expliziten Versuchen der Einflussnahme auf den Sprachgebrauch die zentrale Gemeinsamkeit sprach- und stilkritischer Schriften (vgl. Kilian/Niehr/Schiewe 2010, S. 86).

Letzten Endes sind diese Gesichtspunkte gewiss sehr eng miteinander verknüpft. Im Gesamtbild wird deutlich, dass sich in der Art und Weise, wie in populären Sprach- und Stilratgebern oftmals an das Thema Sprache herangegangen wird, neben einer konservativen Grundhaltung eine ebenso grundlegende Skepsis gegenüber Veränderungen im Sprachgebrauch widerspiegelt. Nur einige Aspekte einer dahingehend erkennbaren Traditionslinie werden nachfolgend aufgegriffen und zusammengefasst; mit den ausgewählten Punkten soll natürlich keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden.<sup>11</sup>

Um wenigstens andeuten zu können, wie wenig sich die skizzierte Sicht auf Sprache offenbar im Laufe der Zeit verändert hat, werden Textstellen aus Gustav Wustmanns berühmtem Buch „Allerhand Sprachdummheiten“ aus dem Jahr 1891 herangezogen (vgl. zu Wustmann die ausführliche Studie von Meyer 1993). Diesen Zitaten werden exemplarisch Ausschnitte aus einer im Mai 2012 in der ZEIT erschienenen Sonderbeilage „Wie Sie besser schreiben“ von Wolf Schneider gegenübergestellt. In seinem Text präsentiert Schneider eine Stilkunde in 20 kurzen Lektionen, die ausdrücklich an diejenigen gerichtet sind, „die unsere Sprache lieben (und zugleich kein Problem mit korrekten Genitiven haben)“ (Schneider 2012, S. 5).<sup>12</sup>

Die vermutlich bekannteste Textstelle, anhand derer der sprachliche Konservatismus illustriert werden kann, findet sich bei Wustmann. Er schreibt: „In rein grammatischen Fragen ist der einzig richtige Standpunkt der konservative, d.h. man muß das bisherige richtige zu verteidigen und zu retten suchen, wo und solange es eingedrungem oder eindringendem neuem und falschem gegenüber irgend zu retten ist“ (Wustmann 1891, S. 31). Mit anderen Worten: Als Maßstab des konservativen Sprachdenkens wird stets das Vertraute, das Bewährte, das Vorangegangene in der Sprache herangezogen.<sup>13</sup> Notwendig wird eine solche Rückbesinnung auf althergebrachte Normen, da sich laut Wustmann „unsre Sprache in einem Zustande der Verwirrung befindet“ (ebd., S. 3).

Auch für Schneider ist die Klage über den Verfall der deutschen Sprache der Ausgangspunkt seiner Ausführungen, denn: „Dieses schillernde, grandiose Erbe zu vergeuden oder gar zu verhunzen ist die größte Torheit, die wir begehen können. Aber begangen wird sie“ (Schneider 2012, S. 4). Anhand solcher Textstellen wird ersichtlich, dass es hier letztlich nicht nur darum geht, Ratschläge für gutes und richtiges Deutsch zu geben, sondern in erster Linie „gegen sprachliche Missstände – bzw. das, was die Autoren dafür halten – Stellung [zu] beziehen“ (Kilian/Niehr/Schiewe 2010, S. 86). Es wird, anders ausgedrückt, ein sprachlenkendes, sprachpflegerisches Motiv erkennbar; die Abwehr als bedrohlich empfundener Sprach(wandel)phänomene wird als primäres Ziel ausgegeben. Wustmanns Buch etwa soll „anregen, die Augen öffnen, das Sprachgewissen anstacheln, es will ein Notmittel sein gegen den vorhandenen Notstand“ (Wustmann 1891, S. 31). Denn: „[A]uch in anscheinend verzweifelten Fällen darf man die Hoffnung nicht aufgeben, durch Klärung des getrübteten Sprachbewußtseins [...] das richtige noch zu erhalten“ (ebd.). Ähnlich liest sich die Forderung Schneiders: „Halten wir die Sprache lebendig! Treten wir ihrer Verarmung und Verschandelung entgegen, und hören wir auf, vor jedem modischen Unfug in die Knie zu gehen“ (Schneider 2012, S. 4).

Auffällig ist in diesem Zusammenhang, dass nicht nur immer wieder dieselben Symptome für den vermeintlichen Sprachverfall genannt werden, sondern stets auch ein gewisses, wie Richard Schrodts es nennt, „Repertoire der Sprachschluderer aus konservativer Sicht“ (Schrodts 1995, S. 136) aufgeführt wird: Als ein Indiz für die Verhunzung der deutschen Sprache beobachtet Wustmann etwa „eine Unsicherheit und Unwissenheit in grammatischen Dingen [...], die immer beschämender wird“ (Wustmann 1891, S. 7). Als weitere Bedrohung führt er an, „daß unsre Sprache immer mehr mit Provinzialismen, Gallicismen, Anglicismen durchsetzt wird“ (ebd., S. 9). Die Schuldigen für die Misere sucht er in erster Linie in der Presse: „[D]ie Hauptursache der Verwilderung unsrer Sprache, der eigentliche Herd und die Brutstätte dieser Verwilderung sind die Zeitungen, ist die Tagespresse in der Gestalt, die sie seit Einführung der Preßfreiheit [...] angenommen hat“ (ebd., S. 14).

Schneider geht in seinem Text auf gleich vier Entwicklungen ein, die seiner Ansicht nach jedem Sprachliebhaber Sorge bereiten müssen. Zunächst kritisiert er einen angeblich seit längerem zu beobachtenden Wortschwund bzw. eine Wortverfälschung: „Dass ‚scheinbar‘ ‚dem falschen Anschein nach‘ bedeutet und folglich nie mit ‚anscheinend‘ verwechselt werden darf, ist

immer weniger Deutschen geläufig“ (Schneider 2012, S. 4). Darüber hinaus deutet er den Einfluss des Internets, den Anglizismengebrauch und schließlich das Phänomen „Kiezdeutsch“ als bedrohlich für die deutsche Sprache (vgl. ebd., S. 4f.). Sprachverderber sieht er offenbar speziell in den Geisteswissenschaften am Werk, aufgrund des hier herrschenden Wissenschaftsjargons: „Viel bewirken [...] könnte guter Wille in den Geisteswissenschaften. Gerade in ihnen aber fehlt er oft. Wollen Philosophen, Soziologen, Psychologen überhaupt verstanden werden?“ (ebd., S. 18).

Vorbilder für gutes Deutsch und die angestrebte Hochsprache werden demgegenüber in populären Sprach- und Stilratgebern oftmals in der klassischen Literatur und bei namhaften Schriftstellern gesucht. Wustmann verweist in dieser Hinsicht auf die „Zeit unsrer großen Litteraturblüte etwa von 1770 bis 1830“ (Wustmann 1891, S. 7). Vergleichbar dazu stellt Schneider „einige der großartigsten Meister des Deutschen vor, als Aperitif und Ermutigung“ (Schneider 2012, S. 5). Gemeint sind in diesem Fall Goethe, Schiller, Kleist, Heine, Nietzsche, Kafka und Thomas Mann.

Und auch wenn man schließlich die Inhalte und die sprachlichen Problemfälle, die in der populären Sprach- und Stilratgeberliteratur thematisiert werden, betrachtet, kann man Parallelen zwischen unterschiedlichen Autoren und ihren sprachpessimistischen Einschätzungen erkennen. Walther Dieckmann spricht in diesem Zusammenhang von „z.T. 100 - 200 Jahre alten sprachkritischen Ladenhüter[n]“ (Dieckmann 1991, S. 363), und auch Willy Sanders erkennt etliche sprachkritische „Musterstücke“ (vgl. Sanders 2011, S. 5), die stets aufs Neue aufgewärmt werden. Selbst wenn man also davon ausgeht, dass die Bandbreite der in sprachpflegerisch motivierten Sprach- und Stilratgebern angesprochenen Inhalte seit Ende des 19. Jahrhunderts größer geworden ist, so stößt man doch immer wieder auf dieselben „Objekte persönlicher Reizbarkeiten“ (von Polenz 1999, S. 312).

Auf der lexikalischen Ebene erscheint, wie weiter oben bereits angedeutet, insbesondere die Fremdwortkritik als ein geradezu unvermeidliches Thema. Aber auch der befürchtete Verlust semantischer Differenzierungen (*anscheinend/scheinbar, lehren/lernen, Worte/Wörter, derselbe/der gleiche* etc.) wird wiederholt erörtert (vgl. Dieckmann 1991, S. 363). Auf grammatischer Ebene erhitzen beispielsweise ein fehlerhaft eingefügtes oder auch fehlendes Fugen-s, das beobachtete Verschwinden des Genitivs oder auch als falsch angesehene Verwendungen des Konjunktivs regelmäßig die Gemüter (vgl. Kilian/Niehr/Schiewe

2010, S. 79). In der Stilkritik geht es vielfach um einen zu vermeidenden Substantivstil, den als ausufernd betrachteten Umgang mit Adjektiven, Schachtelsätze oder als negativ stigmatisierte Satzunterbrechungen durch Parenthesen (vgl. von Polenz 1999, S. 312).

Ebenso ausgeprägt ist die beinahe durchgängig zu findende Kritik an der Verwendung sogenannter Modewörter. Bereits Wustmann widmet ihnen ein ganzes Kapitel und schreibt missbilligend: „Leider werden die meisten neuen Wörter von der großen Masse ohne alle Prüfung hingenommen, ja sie werden oft in kurzer Zeit zu Modewörtern“ (Wustmann 1891, S. 96). Dies sieht er als äußerst problematisch an, denn „[d]ie Mode wird ja gemacht von Leuten, die gewöhnlich nicht den besten Geschmack haben“ (ebd., S. 97). Auch Schneider spricht das Stichwort „Modewörter“ im Rahmen seiner Stil-Lektionen an und nennt so gleich ein Beispiel:

Wer eigentlich hat entschieden, dass Millionen Deutsche nichts mehr verstehen, begreifen, erkennen, einsehen, kapierten, nachfühlen, nachempfinden, sich klar machen, billigen – sondern es nachvollziehen? [...] Seit etwa zwanzig Jahren hat sich diese Mode durch den deutschen Sprachraum gefressen.  
(Schneider 2012, S.15)

## Schlussbemerkungen

In den vorangegangenen Ausführungen wurden einige Aspekte der konservativen Traditionslinie populärer Sprach- und Stilratgeber und ihrer pessimistischen Perspektive auf den Gegenstand Sprache schlaglichtartig beleuchtet. Sprachberatende Texte, die dem Bereich der laienlinguistischen Sprachkritik zugeordnet werden können, artikulieren und reproduzieren, wie exemplarisch gezeigt wurde, auf der Grundlage einer konservativen Sprach- und Stilauffassung besonders eindringlich den Topos des Sprachverfalls. Die Themen und Sprachphänomene, die dabei angesprochen werden, die sprachkritischen Urteile, die gefällt werden, die Maßstäbe, die herangezogen werden, und auch die Argumentationsmuster, die man vorfindet, sind oftmals dieselben und wiederholen sich immer wieder. Aus linguistischer Sicht ist dabei in erster Linie bedenklich, dass von subjektiven Einzelbeobachtungen<sup>14</sup> und „Ad-hoc-Beschreibungen von Sprachverwendungen“ (Kilian/Niehr/Schiewe 2010, S. 56) ausgehend ein Verfall der deutschen Sprache insgesamt heraufbeschworen wird.

Auf einer solchen Grundlage aufbauende Sprach- und Stilratgeber orientieren sich ausdrücklich nicht am

Sprachgebrauch, und es wird ein Bild von Sprache skizziert, das insbesondere aus Sicht einer pragmatisch-orientierten Sprachwissenschaft nicht zu halten ist. Die Autoren laufen dadurch stets Gefahr, reine Geschmacksurteile zu äußern, um diese anschließend zu Regeln zu stilisieren. Dies führt oftmals dazu, dass ein Nebeneinander von Varianten nicht akzeptiert wird (vgl. hierzu Meyer 1993, S. 276).

Letztlich bleibt festzustellen, dass jeder Versuch, richtiges und gutes Deutsch auf starre Regeln oder immer gültige Patentrezepte zurückführen zu wollen, von vornherein zum Scheitern verurteilt sein muss. Die Entscheidung für oder wider eine Formulierung kann man sich im konkreten Einzelfall nicht durch Rückgriff auf Pauschalurteile abnehmen lassen – auch wenn dies in populären Sprach- und Stilratgebern immer wieder suggeriert wird. Die Aufgabe eines Ratgebers in Sachen Sprache und Stil kann es m.E. eigentlich nur sein, mögliche Alternativen aufzuzeigen und für Angemessenheit etwa im Umgang mit unterschiedlichen Textsorten zu sensibilisieren, um so letzten Endes ein Bewusstsein für die Möglichkeiten der Sprache zu fördern. Hier liegt ein Dreh- und Angelpunkt plausibler Sprachberatung, der in populären Sprach- und Stilratgebern, in denen stets nach denselben Mustern verfahren wird, kaum erkennbar ist.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Auch in anderen Ländern werden Sprachratgeber zu Bestsellern. Ein bekanntes Beispiel für den englischsprachigen Raum ist etwa das 2003 erschienene Buch „Eats, Shoots & Leaves: The Zero Tolerance Approach to Punctuation“ von Lynne Truss, das auch in deutscher Übersetzung vorliegt.
- <sup>2</sup> Denn schließlich „kann leider nicht gemessen werden, in wievielen Fällen Leser sprachkritischer Bücher das Kritisierte fortan meiden und sich situationsangemessen einen reflektierteren, differenzierteren, gewählteren Formulierungsstil angewöhnen“ (von Polenz 1999, S. 311).
- <sup>3</sup> Bastian Sick listet auf seiner Homepage zahlreiche Deutschbücher auf, in denen Nachdrucke seiner Texte zu finden seien: <[www.bastiansick.de/bibliografie/nachdrucke](http://www.bastiansick.de/bibliografie/nachdrucke)> (Stand: Dezember 2012).
- <sup>4</sup> Sanders macht auf den etwas merkwürdigen Umstand aufmerksam, dass es sich bei den Verfassern der bekanntesten Sprach- und Stilratgeber beinahe ausschließlich um Männer handelt (vgl. Sanders 2011, S. 41ff.).
- <sup>5</sup> Eine an der Universität Regensburg unter der Leitung von Albrecht Greule erstellte Bibliographie der Sprachratgeberliteratur vom 15. bis ins 20. Jahrhundert war im Internet unter der Adresse <[www.sprachratgeber.uni-regensburg.de/](http://www.sprachratgeber.uni-regensburg.de/)> einsehbar, ist derzeit jedoch leider offline (Stand: Dezember 2012).

- <sup>6</sup> Die Forschung zur gesamten Breite der Sprachratgeberliteratur steckt, wenn man so will, noch in den Kinderschuhen, doch entdeckt die Sprachwissenschaft das Thema offenbar mehr und mehr für sich (vgl. Greule 2002, S. 589).
- <sup>7</sup> Bereits Greule weist auf die terminologisch etwas unglückliche Notwendigkeit hin, „*Sprachratgeber* sowohl als Oberbegriff als auch als Unterbegriff zu verwenden“ (Greule 2002, S. 589; Hervorhebung im Original).
- <sup>8</sup> Auch in der Studie von Law ist zusammenfassend die Rede von einer „Textsorte der Sprachratgeber und Stillehren“ (Law 2007, S. 8).
- <sup>9</sup> Sichtbare Indizien hierfür sind beispielsweise die Arbeiten von Claudia Law (2007) und Katja Kessel (2009).
- <sup>10</sup> Aktuelle und historische Beispiele hierfür werden in unterschiedlichen Arbeiten genannt (vgl. etwa von Polenz 1999, S. 310ff. oder auch Sanders 2011, S. 41-44).
- <sup>11</sup> Ebenso wenig sollen alle populären Sprach- und Stilratgeber über einen Kamm geschoren werden; einige der genannten Aspekte sind sicherlich bei manchem Autor ausgeprägter als bei anderen.
- <sup>12</sup> Die Sprachkritik Schneiders ist aus linguistischer Sicht mehrfach kritisiert worden (vgl. exemplarisch Kilian/Niehr/Schiewe 2010, S. 75-78).
- <sup>13</sup> Das hier zugrunde liegende Sprachverständnis wird von Richard Schrodts auf eine prägnante Formel gebracht: „Das Richtige ist das Ursprüngliche, das Alte ist das Bessere, und die Etymologie bestimmt die Bedeutung einer sprachlichen Form“ (Schrodts 1995, S. 123).
- <sup>14</sup> Sanders kommentiert dies deutlich: „Seine Entscheidungen stützt der Sprachkritiker so gut wie nie auf linguistisch begründete Einsichten, er verläßt sich durchweg auf seine persönliche Ansicht: sein ‚Sprachgefühl‘. Dies wäre nicht weiter schlimm, wenn unser Sprachgefühl als eine einigermaßen vorurteilslose Instanz gelten könnte“ (Sanders 2011, S. 24).

## Literatur

- Antos, Gerd (1995): Warum gibt es normative Stilistiken? In: Stickel, Gerhard (Hg.): *Stilfragen*. Berlin/New York: de Gruyter, S. 355-377.
- Antos, Gerd (1996): *Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings*. Tübingen: Niemeyer.
- Davies, Winifred V./ Nils Langer (2006): *The Making of Bad Language. Lay Linguistic Stigmatisations in German: Past and Present*. Frankfurt am Main u.a.: Lang.
- Dieckmann, Walther (1991): Sprachwissenschaft und öffentliche Sprachdiskussion. Wurzeln ihres problematischen Verhältnisses. In: Wimmer, Rainer (Hg.): *Das 19. Jahrhundert. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch*. Berlin/New York: de Gruyter, S. 355-373.
- Greule, Albrecht (2000): »Deutsch fürs Leben«. Fünfhundert Jahre Sprachratgeber. In: Eichhoff-Cyrus, Karin/ Rudolf Hoberg (Hg.): *Die Deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall?* Mannheim u.a.: Dudenverlag, S. 317-329.
- Greule, Albrecht (2002): Die Textsortengruppe „Sprachratgeber“. In: Simmler, Franz (Hg.): *Textsorten deutscher Prosa vom 12./13. Jahrhundert bis 18. Jahrhundert und ihre Merkmale. Akten zum internationalen Kongress in Berlin, 20.-22. September 1999*. Bern u.a.: Lang, S. 589-601.
- Kessel, Katja (2009): *Die Kunst des Smalltalks. Sprachwissenschaftliche Untersuchungen zu Kommunikationsratgebern*. Tübingen: Narr.
- Kilian, Jörg/Thomas Niehr/ Jürgen Schiewe (2010): *Sprachkritik. Ansätze und Methoden der kritischen Sprachbetrachtung*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Law, Claudia (2007): *Sprachratgeber und Stillehren in Deutschland (1923-1967). Ein Vergleich der Sprach- und Stilauffassung in vier politischen Systemen*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Maitz, Péter/Stephan Elspaß (2007): Warum der »Zwiebfisch« nicht in den Deutschunterricht gehört. In: *Info Daf*, 5/2007, S. 515-526.
- Meinunger, André (2008): *Sick of Sick. Ein Streifzug durch die Sprache als Antwort auf den »Zwiebfisch«*. Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Meyer, Kerstin (1993): Wustmanns ‚Sprachdummheiten‘. Untersuchungen zu einem Sprachratgeber des 19. Jahrhunderts. In: *Sprachwissenschaft*, 18/1993, S. 223-315.
- Polenz, Peter von (1999): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band III. 19. und 20. Jahrhundert*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Püschel, Ulrich (1991): *Praktische Stilistiken – Ratgeber für gutes Deutsch?* In: Neuland, Eva/Helga Bleckwenn (Hg.): *Stil – Stilistik – Stilisierung. Linguistische, literaturwissenschaftliche und didaktische Beiträge zur Stilforschung*. Frankfurt am Main u.a.: Lang, S. 55-68.
- Sanders, Willy (2011): *Stilsalat und Wortgemenge – Eine Kritik der Sprachkritik. 3., gegenüber der 2. unveränd. Auflage*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schneider, Wolf (2012): *Wie Sie besser schreiben. Eine Deutsch-Stilkunde in 20 Lektionen*. Sonderbeilage in: *DIE ZEIT*, 20/2012.
- Schrodts, Richard (1995): Warum geht die deutsche Sprache immer wieder unter? Die Problematik der Werthaltungen im Deutschen. Wien: Passagen.
- Tietz, Heike (1997): Sprachratgeber für Schüler. Kompendien für sprachliche Fremdheit? In: *Der Deutschunterricht*, 6/1997, S. 43-60.
- Wustmann, Gustav (1891): *Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen*. Leipzig: Grunow.
- Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehr- und Forschungsgebiet Germanistische Sprachwissenschaft der RWTH Aachen.